



Zum 1. April 1915

Schwertförmigemeister, wie keiner war,
Der Schwach zieht Atem, die Glatz ist gar:
Schlag' zu, mächtiger du!
Ein Schwert muß werden, wie feins auf Erden,
Das brauchen wir von dir!
Schlag' ersten Schwertspruch ins Weichgürtel:
„Verhundertfacht das deutsche Herz!“

Schwertförmigemeister, der Weltsturm brauß,
Die Schutze schüttelt, die Glatz jauß!
Schlag' zu, herrlicher du!
Ein Schwert in die Hände zum großen Ende,
Das brauchen wir von dir!
Schlag' zweiten Schwertspruch ins Eisen hinein:
„No Deutsche sind, muß Deutschland sein!“

Schwertförmigemeister, das Leben ward Tod!
Sonneniger, funkelt dein Lichtgebot!
Schlag' zu, krählender du!
Ein Schwert im Dunkeln, Bormacht zu funkeln,
Das brauchen wir von dir!
Schlag' dritten Schwertspruch wie Donnerthlag:
„Mit Gott in den neuen deutschen Tag!“

Gustav Schüler.

Otto v. Bismarcks Leben.

Kindheit und Jugend.

Am 1. April 1815 wurde Bismarck als viertes Kind in der Reihe von sechs Geschwistern geboren und es auf die Namen Otto Eduard Leopold getauft. Wie die meisten Kinder der Familie, so war auch er ein sehr gesundes und kräftiges Kind, das sich in der frühen Kindheit bei Vater Klammann, die sportlichen Ideale aneignete, war, und noch im Grauen Kloster, dem allberühmten Berliner Gymnasium, oft recht unglücklich fühlte und für das Leben mit dem Aufenthalt in der Heimat Schönhausen und bei den Eltern nicht nur der schönste Teil des Lebens, sondern das eigentliche Leben selbst waren. Als das Kind heranwuchs, als aus dem Knaben der Jüngling und dann der Mann geworden war, da trat dieser weiche Zug hinter einem kraftvollen Wesen zurück; so sehr zurück, daß er den meisten verriet. Er war aber da, und wir werden gut tun, ihn nie aus dem Auge zu verlieren. Die großen Fortschritte in der Beurteilung Bismarcks haben sich daraus ergeben, daß man diesen weichen Zug an der markigen Kampfergestalt überließ.

Geschwungen hat ich meinen Speer, Hand meinen Mann auf der Mensur: den so empfindenden Knaben treffen wir als kühlen Korpsstudenten auf der Universität Göttingen wieder. Ein glänzender Fechter — der noch als reifer Mann mit lächelndem Stolz zu erzählen pflegte, daß er nur zweimal „abgeführt“ wurde; „aber das zweite Mal spaltete die Klinge des Gegenpaukanten und die abgebrochene Spitze trat mich; das galt nicht“ —, ein trumfester Kumpen hinter den Krügen, ein zu jedem lärmenden Studentenall aufgelegter Genosse, der einmal bei einem Besuche der Universität Jena von Rektor und Senat heftig des Unwesens verwiesen wurde, dabei, trotz seiner Abweisung gegen das dem Jünglinge aus Utopie und Wangel an „Erziehung“ zusammengeleitet weinende damalige Burschenschaft, ein hoffnungsloser Schwärmer für Deutschlands Einheit, der mit einem amerikanischen Universitätsfreunde wettete, in

zwanzig Jahren werde die Einheit des Vaterlandes hergestellt sein — so war Bismarck mehr das Ideal eines kühlen Burschen als eines strebenden Besseren der Burschenschaft. Aber seine Zeit verlor er doch nicht. Rechtzeitig ward er der Bursche und des Sachsen-Spiegels, der heimlichen Halsordnung Karls V. und des Allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten Herr und bestand 1835, gerade erst zwanzig Jahre alt, also ungewöhnlich früh, das erste Justizexamen, worauf er als Auskultator (Referendar) am Berliner Kriminal- und dann Stadtgericht tätig war. Nicht lange. Von klein auf und bis in sein höchstes Alter hinein belag Bismarck eine ebenso kräftige wie häufig ungerechte Verachtung gegen den „grünen Tisch“. Wollte man sich nach der Fülle seiner unmutigen Aushörungen ein Bild vom preussischen Richter- und Beamtentum machen, so würde man zu dem falschen Ergebnis kommen, daß es nie etwas Besseres, Lebensfremdes, Unausbelebteres gegeben hat als — diese beiden wichtigen und kräftigen Pfeiler von Preußens und Deutschlands Größe. Mancherlei haute an dieser Mißachtung: die Abneigung des Geistes gegen das Schema, die Erbitterung des Empfindens gegen die trodene Altenweisheit, der Ärger des Landjunkers über den als minderwertig angesehenen und doch übermächtigen Schreiber in der Stadt. Kurzum: Otto v. Bismarck am grünen Tische, das war so etwas Ähnliches wie der Venus im Joch. So war seine erste amtliche Laufbahn ebenso kurz wie reichhaltig: sein Jahr hielt er es am Berliner Stadtgericht aus; er ging zur Verwaltung über, wurde nach Wochen, dann, als Verwaltungsreferendar, nach Potsdam versetzt.

Er wollte in die Diplomatie — ein Wunsch seiner Mutter, die als die kluge Tochter ihres als Kabinettsrat im Mittelpunkt der preussischen Regierung stehenden Vaters die Verhältnisse viel näher kannte und weit besser überblickte als ihr Gatte. „Wenn das deine Mutter noch erlebt hätte!“ so hat ein alter Freund der Familie den Staatsmann nach seinen ersten großen Erfolgen angesprochen. Sie erlebte es nicht mehr. Als sie 1839 starb, war ihr Sohn, der Absicht und dem Anschein nach endgültig, aus dem Staatsdienste ausgeschieden. Minister Anckelmann, an den der junge Bismarck empfohlen war, bewährte seine Voraussicht auch gegenüber diesem Anwärter auf die diplomatische Karriere; er war fühl bis ans Herz hinan; Bismarck wurde auf den Dienst in der Kollisionsbeamten-Schaft als geeignete Vorbereitung zur diplomatischen Karriere verwiesen. Die „Mehlsteuerprozedur“ und die Verstrickung zum Bau des Damms in Hovis bei Buxtehude vermochten ihn nicht zu fesseln. Als er 1839 bei den Gardejägern sein Jahr abaudien begann, reiste der Entschluß, sich der Verwaltung der vermögenswerten und erheblich verschuldeten väterlichen Güter in Pommern zu widmen. Er ließ sich zu den 2. Jägern nach Greifswald versetzen, um sich dort gleichsam auf der landwirtschaftlichen Hochschule zu Eibens theoretisch zu seiner Aufgabe vorzubilden. Er schied aus dem Staatsdienst und ging aus Land. Als Landwirt oder, wenn es so kommen konnte, als Offizier im Felde wollte er sterben. „Soweit mir auf dem Lande Energie verblieb, war es der des Landwirts“, und so schied Bismarcks Leben endgültig in seine Bahnen gebracht: in bescheidene und stille Baanen, wie sie dem Temperament des Vaters durchaus, dem der Mutter gar nicht entsprachen.

Der „tolle Bismarck“.

Otto v. Bismarck lebte Ende der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Landwirt; seinen Ruf in Pommern schaffte ihm aber nicht eine musterhafte Verwaltung seiner Güter, sondern sein wild daherkommendes Leben. Der „tolle Bismarck“ hieß es landauf, landab, und man wußte sich nichts von seinen Vergehen gegen die gewohnte Lebensführung zu erzählen. Viel Falsches wurde vom Klatsch dem noch im Grunde recht mäßigen Bismarck hingeworfen. Vor allem aber wurden all die eifrig erzählten Geschichten dem Grunde nicht gerecht, aus dem sich Bismarcks „Tollheiten“ erklärten: er war in dieser Zeit ein wenig glücklicher Mensch. Dieser forliche Landwirts, der kühne Jäger und unverwundliche Fechter — er las sich tief hinein in die Weltkammermusik von Byron, auch Heines; er spielte sehr ernsthaft mit dem Gedanken, seine „letzten tausend Taler“ zu nehmen und in den Wäldern Litauens sein Leben als einsiedlerischer Jägermann zu beschließen. Die Unrast rante ihn, die den Genuss befällt, der seinen Platz hat, da er sich auswirken konnte; und seinem Genut hatte das lärmend-trohe Leben des berben Junkers nichts zu geben. Bismarck aarte in ihm durcheinander. Eine

Wendung zum Besseren wurde angebahnt, als er um die fromme Tochter einer frommen Familie, Johanna von Büttamer, freite und sich in ihr 1847 eine Lebensgefährtin errang, die so recht eigentlich für ihn geschaffen erschien. Sie verstand ihren geliebten Otto durch die Kraft ihres Frauenherzens. Sie gab ihm das Heim, das er so schmerzlich entbehrte, wenn ihn seine kurze Diplomatenkarriere allein voran nach Petersburg und Paris warf oder wenn es 1866 und 1870 im Sattel durch Feindesland ging. Sie betraute ihn mit mütterlich sorgender Liebe, räumte ihm all die tausend Kleinigkeiten des Lebens aus dem Wege, die in ihrer Nichtigkeit soviel Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchten, sie erzog ihm die Kinder, für die sich der von tausend Geschäften überbürdete Staatsmann meist nur Viertelstunden abknapien konnte — sie war ihm, was nur immer als Gattin und Mutter die Frau dem Manne sein kann. Und wenn Bismarck wohl noch bei seiner Eheschließung es für unmöglich gehalten hätte, daß ihm irgendein Mensch mehr werden könnte als seine Schwester Malwine, seine „geliebte Malle“, so merkte er am Abend seines Lebens mit erschütternder Deutlichkeit, was ihm seine Johanna gewesen war, als sie ihm 1894 in die andere Welt voranging; der Greis vor dem Tode seiner Gattin schint um Jahrzehnte jünger als der Greis nach ihrem Tode.

Die Ehe allein aber wie auch die Übernahme des Hauptgutes Schönhausen nach dem Tode des Vaters hätten unweifelhaft für sich allein nicht hingereicht, um dem Leben eines Bismarck Inhalt zu geben. Der Staat, mit dem er in der Zwischenzeit nur oberflächlich in Berührung gekommen war, wenn er als stellvertretender Landrat für seinen Bruder Bernhard auf ein paar Wochen den „Gericht eines großen Kreises“ darstellte oder wenn er als Leihgraf die Elbämme vertrat, begann sich seiner Seele zu bemächtigen, seit er sich die Sturmzeit von 1848 ankündigte. Schon im Vereinigten Landtage 1847 ging Bismarck entschlossen in die unbedingte Opposition gegen die Reichsstände.

Bei diesem Auseinanderplatzen zweier politischer Strömungen in Deutschland war der Abertreibungen und des Mißverständnisses auf beiden Seiten ein volgerüttelt Maß; und wenn die Demokraten in Bismarck den roten Reaktionsär zu sehen glaubten, der am liebsten im Bürgerblut waten wollte, so sah Bismarck in Männern wie Binde und Walder nichts anderes als verkappte Königs-mörder. Die Berliner Märzrevolution befehlte Bismarck erst recht in seinen Anschauungen; und bald war er, der in seinen Reden mühsam mit dem Worte ringen mußte, aber dann stets den rechten, oft überreichenden und fast ebenso oft den Gegner aus empfindlichste verletzenden Ausdruck fand, unter all den glänzenden Kammerrednern jener Tage einer der bekanntesten. Aber sein Ruhm war nicht sein; selbst König Friedrich Wilhelm IV., der ihn während der Revolution Unendlich zu danken hatte, setzte zu dem Namen Bismarck in einer ihm vorgelegten Ministerliste die Bemerkung: „nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet“; und der damalige Prinz von Preußen, der spätere König und Kaiser Wilhelm, vermied trotz seiner großen Dankbarkeit für Bismarcks Wirken in der Revolutionszeit bald fast ängstlich jede öffentliche Berührung mit dem Manne, dessen Staatskunst ihm einst die deutsche Kaiserkrone zuwenden sollte, um nicht der Gefinnungsgemeinschaft mit diesem „Don Quixote des Konalismus“ verdächtig zu werden. Mit zornigem Humor und mit der Freude einer Kampfnatur am Kampfe hat Bismarck diesen Ruf getragen; heist hat er ihn nie; weder jetzt, als er bei der Gründung der Kreuzzeitung und der Schaffung einer großen Partei seine unermüdete Tatkraft entfaltete; noch später in der Konfliktzeit, da er bis auf ein Häuflein, „das in einer Droschke Platz hatte“, die ganze zweite Kammer Preußens und eine fast einheitlich geschlossene öffentliche Meinung in Deutschland gegen sich hatte.

Wohl aber hätte die Gefahr bestanden, daß sich Bismarck in seine Anschauungen verließ und auf die Dauer ein ebenso schlimmer Dogmatiker seiner Farbe geworden wäre, wie er solche entgegengesetzter Färbung in seinen Gegnern bekämpfte. Es war ein Glück für ihn und für Deutschland, daß ihn Friedrich Wilhelm IV. in die Diplomatie berief und 1851 zum Bundesstaatssekretär in Frankfurt ernannte. In der kleinen Kleinarbeit an dem dank seiner Verfassung zur ewigen Nichtigkeit verurteilten Deutschen Bunde schärfte sich sein staatsmännischer Blick. Die ganze Verfahrenheit der Zustände, die er in seiner Opposition gegen die öffentliche Meinung zu unterschätzen doch sehr geneigt war, stieg ihm hier erst

auf. Und unendlich Vieles sonst lernte der junge Diplomat. Frankfurt am Main war die hohe Schule der politischen Intrige, des diplomatischen Formelwerks, der endlos hinausgezögerten Entscheidungen und der Halb- und Viertel-Entschlüsse. Der verkündende Schein, der dem Fernstehenden alle diese Dinge umfloss, verschwand als bald vor Bismarcks unbestechlich scharfem Auge. Noch war er kaum in Frankfurt recht warm geworden, als er der Schwester schon schrieb, daß „der Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben er sich schmeicheln dürfe. Das bekannte Lied von Heine: „Ob Bund, du Bund, du bist nicht gesund“ wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden“.

1856 bis 1870.

Außerordentlich bedeutsam für die dem Staatsmann unentbehrlichen Personalkenntnisse und die richtige Einschätzung der Kräfte und Strömungen in den Nachbarländern des Ostens und Westens wurden für Bismarck die Stellungen als Botschafter in Petersburg und in Paris, die er 1856 bis 1862 bekleidete. Den damaligen Kisten und seinen leitenden Minister Gortchakow sowie in Frankreich Napoleon III. und die Kaiserin Eugénie lernte er persönlich kennen und richtig einschätzen. Da England als Festlandsmacht nicht in Frage kam, Österreich ihm durch die Frankfurter Zeit bekannt war, so hatte Bismarck eine Schulung genossen, wie man sie für einen leitenden preussischen Staatsmann nicht besser ausbilden konnte. Und zu diesem Bosten wurde Bismarck jetzt, im September 1862, vom König Wilhelm berufen.

Nicht dem gewiegten Kenner der hohen Politik und dem genialen Staatsmann galt der Ruf des Königs; eine 1861 überreichte Denkschrift Bismarcks über die deutsche Frage war eindrucklos verblieben; der Ruf galt dem starken Manne, der sich durch keine noch so entschlossene öffentliche Meinung beirren ließ; denn der König war, ganz wider sein Willen und Wollen, schon als Prinzregent in einen Gegenatz zu der Mehrheit des Abgeordnetenhauses geraten, der sich seit seiner Thronbesteigung weiter verstärkt hatte. Der Konflikt spitzte sich zu um die Heeresreform, die der König für notwendig erkannt hatte und die der Landtag ihm verweigerte. Eine Auflösung der Kammer hatte nur eine verstärkte, der Heeresverfassung abgeneigte Mehrheit gebracht, und der König trug sich mit dem Plane, abzusankern, weil er keinen Minister mehr fand, der seine Politik vor dem Lande vertreten wollte, als der Kriegsminister v. Roon sein Augenmerk auf Bismarck lenkte. Und in der Tat war Bismarck ganz der Mann der Stunde. Er besaß die Energie des Willens, die der Widerstand nur wachener läßt; seinem scharfen Blick war längst die Einsicht aufgegangen, daß nur ein militärisch starkes Preußen die Aufgaben der Zukunft lösen könnte; und so setzte er sich mit voller Entschiedenheit für die Heeresreform ein. Im Abgeordnetenhaus erlitt Bismarck, wie selbstverständlich, Niederlage um Niederlage. Da ihm aber das Herrenhaus die Budgets mit den geforderten Heereskrediten bewilligte, so hatte er die Möglichkeit, die Heeresreform in die Tat umzusetzen, und so konnte er das „Gefühl gänzlichlicher Würdigung“ gegenüber der Mehrheit des Abgeordnetenhauses in Ruhe entwickeln. Ja, die scheinbare Schwäche Preußens, die in dem immer beständigen Konflikt zwischen Krone und Volksmehrheit zutage zu treten schien, wurde von ihm mit großem Geschick zur Lösung seiner diplomatischen Aufgaben benutzt.

Einem innerlich so zerrissenen scheinenden Staate wie Preußen wollte niemand eine andere als eine bescheidene Rolle in der hohen Politik zuerkennen. So wurde Bismarck wenig beachtet, als er die mit dem Tode des Königs von Dänemark erneut dringend gewordene, schon 1848 angeschnittene, aber nicht gelöste Schleswig-Holsteinische Frage in der von den Interessen Preußens und Deutschlands (deren Einssein damals noch kaum jemand ahnte) geforderten Weise zum Gegenstand seiner diplomatischen Tätigkeit zu machen begann. Es war sein bestes Diplomatenstück. Lediglich durch die Macht der Ereignisse trat Österreich zu einer aktiven äußeren Politik an die Seite Preußens; ehe sich Deutschlands öffentliche Meinung, die aus dem mezzumischlungenen Lande durchaus einen neuen, lebensfähigen Kleinstaat machen wollte, ehe sich die Diplomaten der Großmächte, geschweige denn die in Frankfurt recht über das Vorgehende klargeworden waren, befand sich 1864 Dänemark im Kriege mit Österreich und Preußen; und als nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen und dem Übergang nach Alsen Dänemark Schleswig-Holstein an die beiden kriegsführenden Mächte abgetreten hatte, da konnte kein Zweifel sein, daß völkerrechtlich nur Österreich und Preußen über das eroberte Land zu verfügen hätten, daß das berüchtigte Londoner Protokoll der Großmächte über das Schicksal des Landes (von 1850) nur mehr den Wert eines historischen Dokumentes hatte.

Über die Verwendung des eroberten Landes war keine Einigkeit zwischen Wien und Berlin zu erzielen, da Österreichs Interesse auch auf die Schaffung eines Kleinstaaates hinging. Nach der unvermeidlichen Auseinandersetzung befahl Bismarck die unendlich schwere Weisheit, sich auf das Erreichbare zu beschränken. Darum keine Demütigung Österreichs — nur das tatsächlich schon entschiedene Austreten aus dem deutschen Bunde; Annexionen nur nördlich der Mainlinie, ebenso eine staatsrechtliche Zusammenfassung nur der dort übrigen verbleibenden Mittel- und Kleinstaaten zum Norddeutschen Bunde; keinerlei staatsrechtliches Übergreifen über den Main hinaus, was den sofortigen Konflikt mit Frankreich gebracht hätte, das sich einmal wieder anmaßte, dem deutschen Volke die ihm zu gestattende staatliche Form vorzuschreiben.

Des Reiches Roland.

Die Früchte der vorangegangenen Jahre und Entwicklungen mußten in einem Kriege mit Frankreich verteidigt werden, das wußte Bismarck wohl. Das ebenso anmaßende wie alberne Geschrei nach der „Rache für Eadowa (Königgrätz)“, das über den Rhein drohend nach Deutschland hineinlang, belehrte auch weniger geschulte Kenner der Politik, wohin die Reise ging. Aber es galt erst, die neuen Provinzen mit Preußen zu verschmelzen, den Norddeutschen Bund zu einem lebenden Staatswesen auszubauen, das moralische Eroberungen in Süddeutschland machte; galt nicht zuletzt, in den nicht-preussischen Staaten des neuen Bundes und in den durch Schutz und Trughündnisse an ihn geketteten süddeutschen Staaten an die Stelle der bisherigen, militärischen Einrichtungen zu setzen, die die volle Kraft des deutschen Volkes zur Verteidigung des Vaterlandes frei machten. Darum wußte Bismarck einmüßig jedem Konflikt mit Frankreich aus. Selbst, als in der Luxemburger Frage Frankreichs Annäherung den hellen Born in ganz Deutschland entfachte, wußte er noch einmal ein Kompromiß zu finden, das für

Deutschland annehmbar war und dessen Ablehnung Frankreich gar zu offen ins Unrecht gesetzt hätte. Und erst als die französische Regierung aus Anlaß der spanischen Thronfolgefrage nach dem freiwilligen Verzicht des Prinzen Leopold von Hohenzollern auf die ihm angebotene Krone sich zu der bis dahin beispiellosen Dreifachigkeit verließ, von König Wilhelm zu fordern, daß er sich schriftlich verpflichte, niemals einem Prinzen des Hohenzollernschen Gesamthauses die Erlaubnis zur Annahme der spanischen Krone zu erteilen, war der Krieg unvermeidlich. Bei diesem Kriege mit Frankreich 1870/71 aber, der die deutschen Seere im unaufhaltamen Siegeslauf von Weizen und Vöhr über Sedan bis Paris und nach Paris hinein führte, der dem deutschen Vaterlande die einst schände entrisenen Teile von Elsass und Lothringen zurückbrachte, nach jahrhundert langer Zerrissenheit die Einheit und als deren weithin leuchtendes stolzes Symbol die Kaiserkrone gab, von diesem Kriege braucht nicht weiter gesprochen zu werden — das lebt gegenwärtig zu lebhaft in unser aller Herzen.

Was aber Bismarck nach der Reichsgründung dem Vaterlande noch Unendliches geleistet hat, davon sei heute nicht gesprochen. Nicht, daß es der Erwähnung minder wert wäre. Wohl aber empfinden wir die Geschichte des Deutschen Reiches noch zu sehr als Gegenwart, als daß sich eine Würdigung seiner späteren Taten versuchen ließe. Gleiten wir deshalb schnell über die zweite Hälfte seines Wirkens, seines Lebens hinweg. Sie brachte ihm im bunten Wechsel staatsmännische Erfolge und Mißerfolge in der inneren, nur Erfolge in der äußeren Politik. Doch das erhebendste Bild ist uns nicht, wie er im Reichstage domerte und blühte oder wie er 1878 auf dem Berliner Kongress als ehrlicher Makler und starker Wahrer des Friedens Europa um sich geschart sah — das erhebendste Bild ist uns, wie er von Jahr zu Jahr mehr, unberührt von allem Streit mit den politischen Parteien hineinwuchs in die Herzen des deutschen Volkes. Lernen können wir von seiner politischen Weisheit (die sich nicht sowohl in den einzelnen Maßnahmen offenbart, die er traf, als vielmehr in den Erwägungen, die ihn bei der Wahl seiner Maßnahmen leiteten) noch unendlich viel. Aber lieben können wir ihn nicht mehr als wir das heute schon tun. Der Alte vom Sachsenwalde, wie er als reifer Roland, die Hand fest am Schwerthaus, hinaus auf den Hamburger Dafen, er ist uns zu der verehrten und geliebten Verkörperung dessen geworden, was uns hoch und hehr ist an unserm Vaterlande. Das Schicksal will es, daß wir uns gerade zu seinem hundertsten Geburtstag mitten in einer Probe darauf befinden, ob wir seiner wert sind. Und bei Gott, wir wissen diese Probe zu bestehen!

Bismarck als Redner.

Von Professor Dr. Eduard Engel-Berlin.

Mehr als 25 Jahre sind verflossen, seit Bismarcks letzte Parlamentsrede gehalten wurde. Mit jedem Jahr mindert sich die ohnehin sehr geringe Zahl derer, die ihn einst im Reichstage, nur in dem alten in der Leipzigerstraße, haben sprechen hören. Die Durchforschung der vielen gesammelten Bände der Bismarckschen Reden in der stenographischen Aufzeichnung gibt kein ganz treues Bild dieses gewaltigen Parlamentsredners. Man muß ihn jahraus, jahrein reden gehört, ja reden gesehen haben, wie es mir während eines 18-jährigen Zeitraums geschehen war, um zu wissen, was für ein Redefünftler jener scheinbar mit allen Mängeln eines Parlamentsredners äußerlich bebaute Staatsmann war. In meiner früheren amtlichen Stellung als einer der Vorleser des Stenographenbureaus des Reichstags und auf Bismarcks eigenen Wunsch mit der Kontrolle der stenographischen Aufnahme seiner Reden beauftragt, habe ich viele Jahre aus unmittelbarer Nähe jede seiner Reden gehört und nachgeschrieben, so daß ich natürlich einen Eindruck davon getragen habe, der an Lebendigkeit und Stärke schwerlich bei irgendeinem Lebenden überboten wird.

Bismarck gelebten und regelmäßig gehört zu haben, gerade bei den Veranlassungen, wo das laut gesprochene Wort einen politischen Knoten schürzte oder löste, ist ein inneres Besitztum, um das uns die Nachgeborenen beneiden dürfen. Es ist damit wie mit dem Besitz eines echten Bildes von einem der großen alten Meister. Die vorzüglichste Photographie, der gelungenste Bistfarbendruck bieten keinen Ersatz demjenigen, der einmal im Besitz des ursprünglichen Wertes gewesen. Solch ein Wort wie: „Nach Kanossa gehen wir nicht!“ (gesprochen am 14. Mai 1872) mit eigenen Ohren gehört zu haben, das ist einem nicht feil um die gesammelten Reden Lassers, Bennigsen, Bebel, selbst wenn man seitdem um soviel Jahre älter und um so manche Erfahrung über den Wert des Kulturkampfes reicher geworden ist.

Dies darf man sagen, ohne in den Geruch zu kommen, ein knechtischer Selbstanbeter zu sein. Ich weiß aus vielfacher Beobachtung, daß vielleicht keiner so sehr unter dem Banne des lebendigen Wortes Bismarcks gestanden hat wie seine ehrlichsten, hartnäckigsten Gegner. Alles in ihnen empörte sich gegen viele seiner Gedanken und Ausdrücke, ihr Herz und Verstand wollten in jeder Minute den Präsidenten um das Wort zu sofortiger Widerlegung bitten — und doch wollten sie um nichts in der Welt gerade jetzt nicht im Saal sitzen. Es ist wohl kaum nötig, zu bemerken, daß während Bismarck im Reichstag sprach, Vorfall und Nebendäume wie ausgestorben waren. Bismarck hat sehr oft den Saal verlassen, sobald Eugen Richter seine Erwiderung begann; Richter hat ihm nie Gleiches mit Gleichem vergolten.

War Bismarck ein großer Redner? — Verführt durch die schwabhafte Geläufigkeit des Walb- und Bielenredners unseres parlamentarischen Jahrhunderts, hat man sich daran gewöhnt, einen „großen“ Redner den zu nennen, der eine gewisse Zahl angenehmer klingender, möglichst abgedroschener und darum für sehr beweiskräftig gehaltener Redensarten innerhalb einer bestimmten Zeiteinheit mit nie stoßender Geläufigkeit, mit dem Brustton der Überzeugung und mit weithin schallender Stimme von sich zu geben vermag. In diesem Sinne war Bismarck kein großer Redner. Gleichviel, ob er vorbereitet sprach oder eine, ja unmöglich vorzubereitende Erwiderungsrede hielt — immer entrang sich das Wort mühelos und fast widerwillig seinen Lippen. Dennoch war Bismarck der bedeutendste Redner, den das deutsche Parlament seit seinem Bestehen zu hören bekommen. Er ist der einzige Redner des Deutschen Reichstags, dessen Reden zur deutschen Literatur gehören — wesentlich wegen ihrer künstlerischen Beherrschung der Sprache. Dies klingt für den gelegentlichen Zuhörer einer Bismarckschen Rede vielleicht übertrieben oder gar falsch angesichts der berüchtigten Häufigkeit der Sätze, in denen Bismarck „aus der Konstruktion fällt“. Man darf sogar sagen: die Nichtvollendung der Sätze — im Schlußfaherwelsch das Anacoluth — ist das bezeichnendste äußerliche Merkmal des Bismarckschen Redestils.

Bismarcks Anacoluthen waren die Folge der Ungeheuer eines Mannes, der außergewöhnlich schnell und sprunghaft denkt und es nicht der Mühe wert hält, alle Glieder zwischen dem ersten und dem zweiten Gedanken sorgsam zurechtzureden. Die Zunge kam nicht mit, wenn jenes mächtige Hirn arbeitete.

Am glücklichsten als Redner war Bismard, wenn er unvorbereitet sprach. Je besser vorher durchdacht und reichlicher mit Tatsachen umpanzert seine Reden, desto holpriger, desto unklarer der Vortrag. Unvorbereitet konnte er hinreißend, andere und sich selbst. Dann kam auch am ehesten der Verleertergriff über ihn, der die Zunge beflügelte und sie Dinge sagen ließ, von denen er wohl manche nachher gern zurückgenommen hätte. Vorberedet stotzte und stammelte er am meisten — ausholend am Schlage einer Erwiderung, für die nur der flüchtige Blättchenvermerk auf einem Blättchen einen Anhalt gewährte, sprach er nicht nur am schnellsten, sondern auch am gewähltesten und markigsten.

Bismarcks Stimme war nicht sehr biegsam und umfaßte keine große Tonleiter; sie klang nicht gerade wie Gold, aber auch nicht wie volltönendes Metall. Nicht bewegte sie sich in Tonlagen, die für einen älteren Mann als zu hoch bezeichnet werden müssen. Seine Ausdrucksweise war grundverschieden von der gewöhnlichen Parlamentsrede. Ganz im Einklang mit seiner auf greifbare Ziele gerichteten und mit allen Mitteln der Wirklichkeit arbeitenden Politik wählte Bismard seinen Vortragsstil mit angeregter Vorliebe aus dem Sinnfälligen. Wo eine andere Redner ein Abstraktum gewählt hätten, da griff er nach dem sichtigen Wort, weil er mit seines Geistes Auge etwas Sichtbares schaute. Daher denn auch seine unverwundliche Neigung zur Bilderprache, zu schlagenden Vergleichen, ganz wie bei Goethe. Des trockenen Tones wurde er leicht satt, und am liebsten rettete er sich aus der überflauten, spinnwebgrauen Altensprache in die Menschenrede mit Erdrgeruch, vornehmlich in die des Landjüngers, der er trotz Fürstentume und Reichsfürstentum im tiefsten Wesen stets geblieben war.

Bismarcks Vortrag litt, wie man oft sagte, unter der Undeutlichkeit seiner Stimme. Das traf in Wahrheit nicht zu; er sprach sehr scharf artikuliert, doch sprach er ungleich, bald laut, bald leise. Er vergaß offenbar zuweilen, daß er zu Hunderten und in einem weiten Raum mit schlechter Schallverteilung redete. Oft genug sprach er die allerbesten Sachen wie für sich allein, ganz unheimlich stumm, und irgendjemand außer dem ihm rechts zunächst sitzenden Minister oder dem links lauschenden Stenographen eine Silbe davon verstanden hat. Diese Ungleich bemessene Stärke der Stimme war die Voraussetzung der Abgeordneten, der Tribünenbesucher und selbst der scharfzögigen Stenographen am eigentlichen Stenographentisch. In zahllosen Fällen war ich, unmittelbar neben ihm sitzend, der einzige, der gewisse mehr oder minder wichtige kurze Sätze überhaupt gehört hatte.

Welches Übergewicht dem Redner Bismard seine Kenntnis von Menschen und Dingen und sein: sehr umfangreiche Velebenheit gewährte, das bewies wohl jede Debatte, vielleicht am meisten solche, wo er offenbar im Unrecht oder sonstwie im sachlichen Nachteil war. Die meisterliche Art, mit der es aus allen Beiständen der Geschichte Beweise für seine Ansichten aufzumemmen, in Fluge und ganz nebenbei, gewiß oft nur mit dem Schein des augenblicklichen Findens; seine sehr glücklichen Zitate im Bittieren, wobei ihm Latein, Französisch und Englisch so geläufig waren wie Deutsch; eine unerwiderliche Gelistesgegenwart und Schlagfertigkeit in der Erwiderung, worin ihm nur Eugen Richter gleichkam — mit alledem ausgerüstet, konnte er des Sieges oder doch eines Niedertruges mit vollen Ehren auf dem Kampfplatze des Reichstags stets sicher sein.

Wenn er an dem durch ihn geschichtlich gewordenen vordersten Blay des Bundesratsstisches, rechts vom Präsidenten, sich erhob und in den Hüften zurecht rückte, die Hand mit dem Merkblatt erregt ausend, die Flügel der kurzen, trocknen Nase gebläht, sprühenden Auges, das sechs Schuh emporgerichtet, so wußte auch der Fremdling, der ihn zum ersten Male geseh, und seinen Namen nie gehört — wenn das denkbar wäre —, daß dieser Mann den Blick des zündenden Wortes zu schleudern vermochte. Wir aber, die wir uns Deutschlands Geschichte seit einem Menschenalter überhaupt nicht mehr ohne ihn vorstellen konnten, wir sahen hinter jener hünenhaften Männergestalt hochaufgerichtet seinen Erfolg, uns alle und ihn selbst, den Schöpfer und den Sohn des Erfolges, mächtig überlegend. Und sprach er, so hörten wir, wenn wir die Augen schlossen und den sterblichen Mann nicht sahen, etwas von den starken Flügelschlag der ängstlichen Geschwichte unserm Vaterlandes.

Bismarckiana.

Allerlei Bekanntes und Unbekanntes.

Über den Ursprung des Namens „Bismard“ ist schon bei früheren Gelegenheiten allerlei geschrieben worden. Merkwürdigerweise ist diejenige Erklärung, die Herbert Bismard, des Reichskanzlers ältester Sohn, für die wahrscheinlichste hielt, fast gar nicht bekanntgeworden. Herbert Bismard leitete den Namen von einem Flähdchen bei Stendal in der Altmark, namens Bise oder Biele ab. Wenn man annimmt, daß im 13. Jahrhundert, als die Gegend von den Deutschen kolonisiert wurde, dort ein „Markt“ bestand, d. h. eine Grenzbefestigung, so liegt es nahe zu vermuten, daß der Befehlshaber jener Markt nach der Herr von der Bise-Markt genannt wurde; daraus mag dann später Bismard geworden sein. Flähdchen des Namens Biele gibt es mehr, einer ist in der nächsten Nähe von Berlin, und es mag früher mancher Bach in Preußen geheißen haben, der heute einen andern oder gar keinen Namen mehr führt. Das Wort „Bise“ wird im slavischen wohl nichts anderes bedeutet haben als „Bach“, in verschiedenen slavischen Dialekten heißt noch heute „Bistritza“ (auch als Flurname Bistrit, Weistrit u. a.) halten) ein Gießbach oder ein klares Wasser.

Säger in Zivil.

In einer Abendgesellschaft bei Bismard wurde erzählt, daß der Kanzler in der Jugend Einjährig-Freiwilliger bei den Jägern gewesen war. Da man sich Bismard schon lange gar nicht mehr anders als in zivilisierter Uniform vorstellen konnte, wurde jene Zeit viel besprochen. Endlich meinte einer, Bismard müßte wohl eine Vorliebe für die „grüne Farbe“ gehabt haben. Da tat der Kanzler einen tiefen Zug aus seiner langen Pfeife, blies einen mächtigen Ring und sagte schelmisch: „Nein — die Jäger waren die einzigen, bei denen man damals in Zivil ausgehen durfte!“

Für die Redaktion verantwortlich: Otto Bel